

Gemengelage Ossi – Wessi

Jena, den 1.4.1994

Ich habe länger nicht geschrieben. Das Semesterende war anstrengend. Die kurzen, aber vorlesungsfreien Semesterferien haben mich wieder mehr zu mir selbst gebracht. Ich glaube, das zweite Semester wird mir keine Kopfschmerzen mehr machen. Schon jetzt geht es mir besser als noch im Winter. Ich gehe dem Frühling mit Sehnsucht entgegen.

Meine Wohnungssuche habe ich zu Beginn des Semesters mit viel Energie betrieben. Ich habe auf eine Maklerin verzichtet und damit begonnen, die Inserate der Tageszeitungen zu studieren.

Jena, den 12.4. 1994

Auf den zweiten Blick ist der Lack ab.

In den ersten Monaten in Jena erschienen mir die Kollegen und Kolleginnen alle mehr oder weniger sympathisch. Warm wurde ich dennoch mit niemand, bis vielleicht auf Paul.

Inzwischen kenne ich die Leute besser und bekomme allmählich ein genaueres Bild von meinen Kollegen und Kolleginnen. Ich stelle fest, dass sie fast alle zumindest auch ihre unsympathischen Seiten haben. Z. B. Herbert Altmeier, ein Kollege aus Köln, Jurist, der bis zum Ende des ersten Semesters schon mindestens drei Studentinnen zuerst glücklich, dann aber unglücklich gemacht hat. Er hatte sich gleich zu Beginn seiner Arbeit in Jena eine kleine Villa gekauft. Hier feiert er fast jeden Freitagabend Partys. Die geladenen Studenten, vor allem die weiblichen davon, fühlen sich geehrt und sind hingerissen. Zu Hause warten auf Altmeier Frau und zwei Kinder. So ein Leben muss ziemlich anstrengend sein, denke ich. Obwohl man dem Kollegen Altmeier nichts davon ansieht. Uns Kollegen und Kolleginnen gegenüber tritt er meistens arrogant auf. Bei den monatlichen Sitzungen im Fachbereich, an denen immer alle Professoren und Professorinnen teilnehmen, ärgere ich mich fast jedes Mal über die hochnäsigen Beiträge, die Herbert von sich gibt. „Ach lasst doch dieses ganze Theater um die Studienordnung!“, schlug er neulich vor. „Die kleinen Mädchen hier, die fressen uns doch sowieso alles aus der Hand.“

Ein anderer, Klaus Springer, der bereits vor mir, also ein Semester eher, vor Ort gewesen ist, spielt sich als der Ober-Manager auf. Er ist Betriebswirt und der Meinung, Pädagogikstudentinnen würden davon sowieso nichts verstehen. Folglich schraubt er seine Anforderungen so weit herunter, dass bei ihm eine Eins zu schreiben, so einfach ist, wie das Nase-Putzen. Die Studenten lieben ihn deshalb, denn Betriebswirtschaft ist tatsächlich für sie ein Graus. Springer fühlt sich voll und ganz bestätigt. Dieser Mensch kommt regelmäßig zu den Sitzungen zu spät und betritt den Raum, indem er den Arm nach oben reißt und dabei in die Runde brüllt: „Ich bin dagegen!“

Besser komme ich mit dem Kollegen Bernhard Kalt zurecht. Dieser auf den ersten Blick eher stille Typ hat ein bemerkenswertes Talent, sich durchzusetzen und für seine Angelegenheiten zu streiten. ‚Ich lass mich auf keine Extra-Aufgaben ein‘, sagte er neulich, als die Dekanin mit der Bitte zu ihm kam, er möge zusätzliche Beratungsstunden für die Studentinnen anbieten. Und er machte sich nichts daraus, dass sie ihn enttäuscht ansah. Ich sollte mir von ihm eine Scheibe abschneiden! Ich scheine ja dazu zuneigen, mir immer neue Sachen aufzuladen. Bernhard hat seine Gründe, warum er mit seiner Zeit so geizt. Er wird dringend zu Hause gebraucht. Seine beiden Adoptivkinder aus Südamerika bereiten ihm und seiner Frau offenbar viele Sorgen. Der 10-Jährige hatte neulich einen Klassenkameraden krankenhaushausreif geschlagen. Der 14-Jährige ist wegen Autodiebstahl mehrfach erwischt worden. Aber Bernhard steht zu seinem selbst gewählten Schicksal als Adoptivvater und das rechne ich ihm hoch an.

Die beiden Psychologie-Professorinnen haben in Jena studiert und sind gebürtige Jenenserinnen. Eine der beiden Kolleginnen, Petra, lebt mit ihrem Mann, einem Architekten, östlich von Jena auf dem Lande auf einem modernisierten und völlig neugestalteten Bauernhof. Ich bin einmal dort gewesen, als wir alle unsere vorgezogene Verbeamtung auf Lebenszeit in diesem Haus feierten.

Unter den Ost-Professoren gibt es nur einen Mann: einen Juristen namens Marc Seibert. Ihn hätte ich doch jetzt beinahe vergessen. Er hat das westdeutsche, jetzt gesamtdeutsche Familienrecht ‚voll drauf‘, wie die Studierenden sich ausdrücken. Gegenüber den zwei anderen Juraprofessoren aus dem Westen kann er sich erstaunlich gut behaupten. Seibert ist ein gutaussehender Mann, trotz seiner Halbglatze. Wenn dieser Kollege in den Seminarraum tritt, drehen sich alle Studierenden mit einem Schwung zu ihm um. Er ist groß, schlank, hat eine elastische Figur. Er kann charmant sein und würzt seine Seminare gekonnt mit Anekdoten und kleinen persönlichen Einlagen. Viele Studentinnen besuchen seine Einführungsseminare für das erste Semester auch im 2. Semester noch einmal. Und das nicht wegen des angeblich schweren Stoffes, sondern weil sie den Unterhaltungswert seiner Veranstaltungen so sehr schätzen. Dass ihn oft heftiges Rheuma quält, versucht er vor den Studenten und Studentinnen zu verbergen, und es gelingt ihm durchaus. Im Gemeinschaftsbüro, wo ich zusammen mit ihm, Paul und Bernhard Kalt sitze, verheimlicht er es nicht und wir anderen sehen ihn voller Mitgefühl leiden.

Jena, den 20.4.1994

Am Fuße des Sonnenhügels wohnt es sich bestens.

Am 1. Mai ist es so weit, dass ich meine neue Wohnung am Fuße des Sonnenhügels beziehen werde. Ich habe sie wie erhofft ohne Makler gefunden. In der Zeitung stand ein Inserat, und ich rief bei der Nummer an. Das ältere Ehepaar, er emeritierter Professor für Geschichte und russische Literatur, sie eine bewegliche, runde Frau, die offenbar hervorragend kochen kann, lud mich zur Besichtigung ein und man fand sich gegenseitig sofort sympathisch. Mir gefiel die zweieinhalb Zimmer-Wohnung im 2. Stock augenblicklich. Von dem kleinen Balkon aus kann

ich auf den bunten, gepflegten Garten der Vermieter herabschauen und blicke mitten in das Blätterwerk einer haushohen Linde. Gleichzeitig reicht das Auge bis zu den leicht ansteigenden grünen Hängen auf der anderen Seite des Tals.

Jena, den 2. 5. 1994

Vor einigen Wochen konnte der Fachbereich eine weitere Kollegin berufen, eine Ärztin aus Hamburg. Ich freute mich diese neue Kollegen-Variante: Wessi und weiblich. Aber der erste Eindruck von ihr war wenig vorteilhaft. Sie trug keinen BH, dafür weite, ungebügelte Pluderhosen und ein beinahe farbloses viel zu weitgeschnittenes Oberteil. Sie sah aus wie eine alt gewordene, ausgelaugte Hippiefrau. Kollege Springer unkte gleich:

„Die haben sie wohl 68 eingefroren und jetzt wieder aufgetaut!“

Wer sich alternativ kleidet, kommt als Frau hier schlecht an.

Das ist gemein, finde ich. Aber Frau Brigitte Hammerschmidt, wie die Kollegin heißt, sieht wirklich ungewöhnlich aus, so, als wäre an ihr jede Moderichtung vollständig vorbeigegangen, als kleide sie sich nur, um sich zu wärmen und nicht auch, um gut auszusehen. Sie wirkt manchmal sogar ein bisschen ungepflegt. Neben ihr zu sitzen, verführt instinktiv dazu, zu schnuppern, ob sie nicht auch ein wenig unangenehm riecht. Dennoch zeigten sich die meisten im Kollegenkreis zumindest anfangs bereit, Brigitte Hammerschmidt freundlich zu behandeln und sie bei der Eingewöhnung an der Fachhochschule zu unterstützen. Die Studierenden demonstrieren dagegen unverhohlen, wie unattraktiv diese Frau auf sie wirkt. Dafür, dass sie sich offenbar nichts aus Mode und ihrem Aussehen macht, bekommt sie hier im Osten bei jungen Leuten keine Pluspunkte.

Jena, den 4.5.1994

Brigitte bemüht sich übrigens, im Kollegenkreis dazu zugehören und geht mittags mit in die Mensa. Bei einer solchen Gelegenheit erzählte sie neulich, dass sie seit Tagen nach einem Wollgeschäft in Jena suche und keines finde.

„Wozu brauchst du denn sowas? Schöne Klamotten kann man sich inzwischen hier auch kaufen, Brigitte“, bemerkte Springer und in seinen Worten klang ein wenig Spott mit. Brigitte schien das nicht zu registrieren.

„An den langen Abenden stricke ich gerne Sachen für meine kleine Nichte. Das geht schnell und entspannt.“

Frau Merz mischte sich ein: „Wolle? Sie wollen was stricken? Keine Ahnung, wo es jetzt so was gibt. Früher haben wir ja alle gestrickt. Aber jetzt gibt es ja alles, und da ist das Stricken nicht mehr nötig. Und vor allem haben die Leute dafür heute überhaupt keine Zeit mehr.“

Sind die Osis faul?

„Wieso sollten die denn heute keine Zeit mehr haben?“, fragte Kollege Springer gereizt. „Die müssen doch auch nur 40 Stunden arbeiten. Die Osis tun so, als würden sie neuerdings bei der Arbeit gefoltert oder wie Sklaven behandelt. Aber wahrscheinlich wissen sie gar nicht, was es heißt, hart zu arbeiten.“

„Komm, komm, mach mal halb lang“, gab Kalt zu bedenken. „Die brauchen jetzt verdammt viel Energie, um mit den neuen Verhältnissen zurechtzukommen. Da bleibt sicher nicht mehr viel Kraft für solche Sachen. Das kann ich mir schon denken. Ich hatte zum Beispiel letzte Woche eine Frau bei mir im Seminar zu Besuch, die uns etwas erzählen sollte über die Möglichkeiten, sich heute in Jena selbständig zu machen.“

„Klasse Idee!“, lobte Springer.

„Ja, ein Student hatte das vorgeschlagen und brachte sie dann auch mit. Aber ich sage euch, diese Frau war sowas von hyperaktiv, das könnt ihr euch nicht vorstellen. Sie arbeitete früher als Bereichsleiterin in einem DDR-Betrieb, der mit der Wende abgewickelt wurde. Da stand sie plötzlich auf der Straße und dachte sich: ‚Jetzt werde ich eben Unternehmerin. Das Wissen habe ich, warum sollte das nicht gehen?‘“

„Interessant!“, unterbrach ihn Springer noch einmal.

„Ja, ihr glaubt nicht, wie die sich in der ersten Zeit abgestrampelt hat. Sie erzählte, dass sie die ersten Monate in dem kleinen Büro ihrer Firma geschlafen habe, weil sie keine Zeit dafür hatte, zwischendurch nach Hause zu fahren. Sie erhielt ein paar Kredite für die Geschäftsgründung, aber das erste Jahr bekam sie aus ihrem Laden kaum so viel heraus, dass sie auch nur ihre Ausgaben hätte decken können. Dann suchte sie sich einen Geschäftspartner und es ging jetzt langsam bergauf. Vor Kurzem konnte sie sich sogar einen Mercedes leisten. Das war ihr besonders wichtig, schon, um mit ihren westlichen Geschäftspartnern gleichzuziehen. Aber sie arbeitet noch immer rund um die Uhr. In letzter Zeit aber fährt sie ständig in den Westen, ‚um zu lernen‘, wie sie uns erzählte. Zu diesen Dienstreisen gehören regelmäßige Besäufnisse unter den beteiligten Männern und sie ist dann diejenige, die noch Autofahren kann und alle zu ihren Hotels bringt. Sie erzählte fast mehr über den Luxus, den sie auf diesen Reisen in Westdeutschland erlebt hat, als über ihre Arbeit. Sie schwärmte von teuren Getränken und Speisen, von denen ich als normaler Westdeutscher noch nie gehört habe. Irgendwie scheint sie zu glauben, dass alle Wessis so leben wie ihre Geschäftspartner dort. Sie ist furchtbar stolz auf ihren Erfolg und meinte zu meinen Studenten, wer nicht mit den neuen Zeiten klarkäme, der hätte eben einfach keinen Mut und wollte seine Bequemlichkeiten nicht aufgeben. Ihr Leben schien ihr zu gefallen.“

Von manchen Osis können wir uns noch eine Scheibe abschneiden!

„Super!“, rief Springer aus. „Solche Leute, die packen die Sache richtig an, da können selbst wir Wessis uns noch ne Scheibe von abschneiden.“

Kollege Kalt lachte.

„Sie wirkte auf mich eher wie ein aufgedrehter Zeitwecker.“

Auch die anderen sahen Springer skeptisch an. Brigitte legte ihr Messer mit einem lauten Knall auf den Teller zurück.

„Nee“, stieß sie hervor, „ich finde, da kann einem ja übel werden, wenn man das hört. Meinst du im Ernst, das ist die richtige Perspektive für die Menschen hier?“

„Na sicher, so werden sie es schaffen, nur so!“, versicherte Springer mit überzeugter Stimme.

„Wenn das dein Ernst ist, esse ich lieber allein!“, sagte Brigitte plötzlich, stand auf, nahm ihren Teller, ging ans andere Ende des Speiseraumes und setzte mich dort an einen freien Platz.

„Spinnt die?“, ärgerte sich Springer. „Was habe ich denn Schlimmes gesagt?“

„Ich glaube, ihr passt deine Kapitalismusbegeisterung nicht“, sagte ich. Ich hatte bisher schweigend zugehört.

„Blöde Schnepfe“, schimpfte jetzt auch Altmeier, der sonst eher selten mit den Kollegen in der Mensa aß. „Gleich eingeschnappt, wenn einer ne andere Meinung hat!“

„Ach übrigens, mich würde interessieren: Was sagt ihr zu dieser Kollegin? Ein wenig abgefahren, oder?!“, fragte Springer nun unschuldig in die Runde.

Herbert Altmeier schüttelte den Kopf:

„Wenn sie sich wenigstens mal was Nettes zum Anziehen kaufen würde. Dann könnte man ihren Anblick besser ertragen. Was will die überhaupt hier?“

Ich sah Altmeier verärgert an:

„Ehrlich gesagt, ich finde euch echt unfair. Bernhard hat völlig recht: Sie muss sich ja erst noch umsehen bei uns. Und warum soll sie sich nicht anziehen, wie sie will. Was ihr hier treibt, liebe Leute, riecht mir nach Mobbing. Ich geh zu ihr rüber, damit sie nicht den Eindruck bekommt, dass wir sie hier alle ablehnen. Die Kollegen schauten mir verstimmt nach. Brigitte begrüßte mich mit einem überraschten Lächeln.

„Ich konnte das auch kaum ertragen“, bemerkte ich und setzte mich ihr gegenüber. Wir sprachen nichts weiter. Aber seit diesem Ereignis lächelt Brigitte immer, wenn sie mich sieht. Und sie lächelt selten.

Jena, der 7.5. 1994

Paul, der schon öfter mit ihr gesprochen hat, meinte gestern zu mir: „Wenn es einem gelingt, ihre äußere Erscheinung zu übersehen, dann merkt man, dass sie eine kluge Frau ist und nett dazu.“

Jena, den 13.5. 1994

Obwohl hier an der Fachhochschule alle Professoren und Professorinnen gleichgestellt sind, und es keinen Mittelbau mit Assistenten und wissenschaftlichen Hilfskräften gibt wie an den Universitäten, spüre ich jeden Tag mehr, dass sich eine angespannte Konkurrenzatmosphäre ausbreitet. Das hat zum einen den verständlichen Hintergrund, dass die Osis nur ein Ost-Gehalt bekommen und die anderen Profs beziehen Gehälter wie im Westen. Wessis liegen mit ihrem Westgehalt ein paar Hunderter höher. Das macht die Ost-Kollegen sauer, obwohl sie es

nicht laut aussprechen. Zudem gibt es zwei unterschiedliche tarifliche Einstufungsgruppen im zugewiesenen Personalplan, die unter den neuen Kollegen eher willkürlich aufgeteilt worden sind.

Die entscheidende Rolle für das zunehmende Konkurrenzgefühl aber spielt meines Erachtens die unterschiedliche Beliebtheit der Kollegen und Kolleginnen bei den Studierenden. Ich werde zwar von dem einen oder der anderen Studenten geschätzt.

Die Profs konkurrieren auf der Beliebtheitskala

Auf der allgemeinen Beliebtheitskala liege ich im hinteren Mittelbereich. Das weiß ich, und solange es nicht schlimmer wird, ist es mir so auch recht. Ich habe einfach keine Lust, für die Studierenden ständig Witze zu reißen und sie durch erotische Andeutungen in Atem zu halten.

Jena, den 18.5.1994

In einem Seminar bemerkten die Studentinnen neulich einmal wieder, dass man mich nicht von einer Ossi unterscheiden könne. Und erneut erschrak ich ein wenig und wusste nicht, ob ich das als Kompliment oder als das Gegenteil nehmen sollte. Dieses Mal fragte ich mutig nach. Zur Antwort bekam ich, dass sie es toll fänden, wenn einer nicht den Wessi so raushängen ließe. Aber beeindruckt lassen sie sich von den anderen Wessis doch, das weiß ich genau.

Jena, den 24.5. 1994

Es gibt solche und andere StudentInnen.

Viele meiner Studenten haben die DDR noch einige Zeit schon als Erwachsene erlebt. Sie reden aber nicht darüber. Wenn ich das Thema anspreche, weil mir die mangelnde Diskussionsfreude der Studierenden auf die Nerven fällt, entsteht sofort Spannung im Raum. Alle schweigen verbissen, bis einer oder eine schließlich platzt und heftig gegen oder auch für die DDR polemisiert. Beides kommt vor. Im Nu entwickelt sich eine heftige Auseinandersetzung, die die Studierenden aber selbst innerhalb weniger Minuten wieder stoppen. Sie wollen nicht streiten und scheinen jedes Mal böse zu sein, wenn ich versuche, die Vergangenheit zum Thema zu machen. Nach solchen kleinen Szenen stellt sich die alte bleierne Lerneifrigkeit wieder ein, die mir immer so vorkommt, als säße ich vor Menschen, die dazu verdonnert wurden, einen ihnen fremden Stoff einzupauken, und die auch bereit sind das irgendwie durchzustehen.

Die zweite Gruppe der Studierenden kommt unmittelbar von der Schule. Diese StudentInnen erweisen mich in der Regel als fleißige Mädchen ohne jede Lebens- und Berufserfahrung, aber mit einem super Abiturzeugnis. Das hat die Fachhochschule ihrem Numerus clausus zu verdanken und man ist darüber nicht glücklich.

Dann gibt es noch eine dritte Gruppe, die fast ausschließlich aus männlichen Studierenden besteht. Die standen, weil sie mit ihrem mäßigen Abiturzeugnis am Numerus clausus

gescheitert waren, auf einer Warteliste. Wenn sie schließlich nach etlichen Semestern die Einladung zur Immatrikulation erhalten, hat mancher von ihnen inzwischen offenbar fast vergessen, wofür er sich damals beworben hat. Die Motivation im Studium lässt dann meist genauso zu wünschen übrig wie ihr Abitur oder Abgangszeugnis.

Und es gibt die „Überflieger“, wie ich sie nenne: In der Regel sind das ältere Studierende. Aber auch manches junge Mädchen mit frischem Abitur erweist sich als interessiert, intelligent und bereit, sich mit dem Stoff auseinanderzusetzen. Das sind meine Lieblingsstudenten und -Studentinnen. Natürlich versuche ich, das nicht durchblicken zu lassen. Aber wenn ich abends oder am Wochenende mit ein wenig Abstand an meine Arbeit denke, dann sind es die Gespräche mit diesen jungen Leuten und manchmal die freudige Überraschung beim Lesen ihrer Hausarbeiten, die mir Spaß machen. Sie bestärken mich darin, dass dieser Job in der Lehre doch einen Sinn macht.

Jena, den 29.5.94

Händeschütteln in Ost und West

Immer wieder ergeben sich zwischen mir und der Mehrheit der Studierenden überraschende Missverständnisse, die ich nur allmählich begreife, und oft erst, nachdem ich sie ausführlich mit Paul diskutiert habe. Denn Paul geht es ähnlich.

So verstehe ich einfach nicht, dass ein Mensch, der für sich Erfolg erwartet und dies auch noch laut äußert, für meine Studenten unsympathisch ist. Ich begreife ebenso wenig, warum die Studierenden ungern im Rollenspiel einen Konflikt spielen. Streit hat für sie nichts Spielerisches. Nur wenn ich in meinen Beispielen von Ehestreit und Schwierigkeiten der Kommunikation zwischen Partnern spreche, dann sind alle plötzlich ganz Ohr.

Ich lernte bei so einer Gelegenheit, dass sich hier im Osten ein Student als Person missachtet fühlt, wenn der Professor ihm in der Sprechstunde nicht die Hand gibt. Als ich das hörte, fiel ich aus allen Wolken und bat darum, dieses Problem einmal bis zum Ende aufzudröseln. Gemeinsam arbeiteten wir daran, bis die Erkenntnis klar vor uns lag: Ossis geben ständig die Hand, auch den Menschen, die sie gut kennen und vielleicht täglich sehen. Für sie ist das eine Frage von Höflichkeit und Achtung des Gegenübers. Wessis reichen einem anderen, dem sie im Alltag laufend begegnen, nur dann die Hand, wenn sie denjenigen aufgrund von Urlaub oder Krankheit lange nicht gesehen haben.

Die Studenten staunten genauso wie ich. Bei ihnen kommt das Verweigern der Hand als arrogant an. Und wie ich festgestellt habe, geht das nicht nur den Studierenden so. Auch die Kollegen aus dem Osten begreifen nicht, warum ihre Westkollegen anscheinend so offen ablehnend ihnen gegenüber verhalten.

Ich gebe seit dieser Aufklärung immer die Hand, wenn eine Studentin oder ein Student in meine Sprechstunde kommt. Und tatsächlich kann ich dann die Entspannung ganz deutlich spüren, die sich danach einstellt.

Vorgestern ist es passiert, dass ich morgens auf dem Flur allen Kollegen, die ich noch gestern

gesehen hatte, zur Begrüßung die Hand reichte. Als ich auch Paul die Hand gab, stutzten wir beide, lachten und ließen dann müde die Hände sinken. Zwischen uns ist es nun wahrhaftig nicht nötig, schmunzelten wir.

Insgeheim aber bin ich ein wenig erschrocken. Ich hatte plötzlich das Gefühl, als versuchte ich, eine Sprache zu sprechen, die ich selbst nicht begreife.